

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

40 (17.2.1915) Unterhaltungs-Beilage

Der Kriegshafen der Nordsee.

1069] Von Richard Wagner (Braunschweig). (Schluß.)

Zu einem Rundgange am Hafen überführen wir die gewaltige Kaiser-Wilhelm-Brücke, die uns über den Ems-Jade-Kanal, der Wilhelmshaven mit Emden verbindet, auf den Deich führt. Von der Brücke aus sah man in Friedenszeiten die Torpedoschlottille vor Anker liegen. Die unheimlichen schwarzen Gesellen mit den Langrohrkanonen an Bord, aus denen die selbsttätig schwimmenden Torpedos in das Wasser gelassen und auf die feindlichen Schiffe gerichtet werden, sind nicht den Unterseebooten die gefährlichsten Gegner der gepangerten Seeungetümme. Ein feines Grauen beschleicht uns bei ihrem Anblicke. Nüchtern auf die Neuen aber fallen sie uns, wenn sie dampfend und lachend, lange Streifen schäumender Gischt im Kielwasser, in düstem Säwara in den Hafen einlaufen und dabei schrille Schreie aus den Dampftrüben ausstoßen. Wo die schwarzen Gesellen, die denn doch noch viel fürchterlicher sind, als Lühows wilde, verwegene Jagd, jetzt stehen, ist Kriegsgewinn.

Der Weg auf dem Deich führt uns zur Strandhalle, von deren Glasveranda aus man einen imposanten Blick auf das Meer oder vielmehr auf die Jade hat. Der Seemann erkennt nämlich die Jade noch nicht als Meer an.

Wie gewöhnlich ist schwere See. Der Wind jagt graue Wolkens über die Flut. Die schmutzig braunen Wogen brechen sich in hoch aufsteigenden weißen Kammern. Fast sieht es so aus, als ob die Schaumballen und Gischtfluten bis in die niedrig hängenden Wolken spritzten. Aber es sind ungeliebte Wogen, die über den erregten Wellen nicht minder erregt hin- und herflattern und blühschnell nach Beute in die Fluten tauchen.

Dazu singt das Meer. Die Wellen klingen wie stählerne Saiten, wenn sie sich an den Granitmauern der Mole brechen. Sie singen die Melodie, die auch Heine hörte, als er schrieb:

Worten spielt der alte Nordwind Mit den blauen Meereswellen, Die wie Orgelpfeifen hüpfen, Die wie Orgelpfeifen schwellen.

Es liegt ein ergreifender Abglanz in ihrem Sang, eine erschütternde Stimmung im ganzen Bilde. Aber es ist keine liebliche Stimmung, die sie uns auslöst, es ist das Grauen, das die tragische Kunst erweckt.

Fern über der Jade sieht man einen Streifen Land aus der lodernden See tauchen. Sollte es die englische Küste sein? Ach, nein, es ist nur Vüljadingen, das im Osten der Jadedeichen begrenzt. Der kleine Dampfer, der an der Mole liegt, bringt uns in einer halben Stunde hinüber und beglückt in dieser kurzen Zeit empfindliche Gemüter mit allen Wonnen der Seefahrt.

Wir verzichten auf das Vergnügen. Die schmale Brücke, die über die Hafentore führt, führt uns in den Haupthafen. Hier landen die großen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, die die Truppentransporte aus Südwestafrika oder Ostafrika zurückbringen. Neben den Truppen pflegen sie auch ganze Gebirge leerer Seltsteinen an Land zu setzen. Hier sah man in der heißen Friedenszeit auch zuweilen die Kaiserjäger „Hohenzollern“ liegen, schneeweiß wie ein herrlicher Säwara. Wie ihr kleines Tüchlein nahm sich daneben die ebenfalls schneeweiße „Alice Roosevelt“ aus, das Stationschiff des kommandierenden Admirals, in dem er die Küste inspizierte. Hier sah ich auch das malerischste Schiff, das mir je vor Augen gekommen, ein brasilianisches Schulschiff, ein hochgebautes Dreimastgerüst mit vollständiger Katakomben. Die herrlichen Masten, die gebrochene Segel, das Gewirr der Tauwerk, die zahlreichen Strickleitern — das alles gliedert ein reizendes Spektakel, das man an den schönsten Masten aufgespannt. Schwarze Matrosen hielten die Tauwerk über das Deck und farbige Seefahrer in kurzen roten Jaden, gepuzt wie die Leutnants, standen Gewehr über am Fallreep Wache oder rälleten sich auf der Reeling. Hier sah ich auch den Kreuzer „Hertha“, als er mit dem Heimatsimpuls aus Ostafrika zurückkehrte. Damals trug die „Hertha“ noch den freundlichen gelb und weißen Anstrich, der jetzt dem melancholischen Grau gewichen ist. Ein adernmal lag an ihrer Stelle das riesige Linienchiff „Wittelsbach“. Der wachhabende Deckoffizier gestattete mir die Besichtigung. Es war jedoch für den Laien nicht viel zu sehen. Das Innere gliedert mit seinem Durcheinander von allen möglichen Maschinen einer Fabrik, in der sich nur der Sachkundige zurechtfinden kann. Der alles durchdringende Teergeruch verdrängt mir noch tagelang den Appetit.

Von dem Haupthafen führte eine ganz schmale Mole weit in das Meer hinein. Man geht gleichsam mitten durch das Wasser. Hier hatten die Minenleger, kleine schwarze Schiffe, deren Deck kaum über den Wasserpiegel ragt und hinten schräg in den Wellen abfällt, ihr Strandlager.

Eine eiserne Drehbrücke verbindet den Haupthafen mit dem Ausflugschiffhafen, der von den Gebäuden der Kaiserlichen Werft umschlossen ist. Hier sah ich den ersten deutschen Dreidackler, das Dampfschiff „Rosja“, vom Stapel laufen. Der Kaiser war zugegen und die Großherzogin von Baden vollzog die Taufe.

An vielerlei Schuppen vorbei gelangen wir zum alten Hafen, von dessen Molenläufen man einen prächtigen Blick auf die Mole hat. Auf der Mole weit draußen in der Jade pflegen die großen Schlachtschiffe auf den Eintritt der Flut zu warten, da sie nur zur Flutzeit in den Hafen einlaufen können. Oft bleiben sie auch ganz auf der Mole liegen. Dann fahren ihnen die plumpen Kohlenchiffe entgegen und die eleganten Minassien schieben hin und her, wie galoppierende Pferde über die Wogen hüpfend, um die Offiziere an Land oder an Bord zu bringen. Auch die Kaiserlichen Segelschiffe sah man hier über das Wasser tanzen, die Matrosen im weichen Anzug mit der roten phrygischen Mütze.

Am alten Hafen erhebt sich das älteste Gebäude Wilhelmshavens, die Gießhütte. Die Gießhütte ist ein schlichter Bretterbau, der ein Restaurant beherbergt. Als erstes Bauwerk, das die Preußen an der Jade errichteten, hat die Gießhütte für Wilhelmshaven historische Bedeutung. Von der Gießhütte aus blickt man auf Fort Hoppens, das mit Riesengeschützen förmlich besetzt ist und hier die Jade in ihrer ganzen Breite beherrscht. Im Fort Hoppens vorbei führt die Fahrtrasse in die Luhestraße und schließlich in die offene Nordsee. Feuerrot schaukelt am Eingang zur Nordsee das Feuerschiff „Geviusband“. Hier verläßt das Wasser seine schmutzige-braune Farbe und wird durchsichtig grün wie lauberes Flußwasser. Am Westende sieht man die Insel Wangeroog, das ostendburgische Nordseeinsel, und fast direkt nördlich von Wangeroog grünen die roten Felsen von Helgoland, das man bei gutem Wetter vom Wasserturn zu Wilhelmshaven aus sehen kann.

Wie schon bemerkt, bildet Wilhelmshaven mit Küstringen ein geschlossenes Stadtganze. Küstringen ist ostendburgisch und aus den Gemeinden Hoppens und Vant am 1. Mai 1911 gebildet worden. Es dürfte Deutschlands jüngste Stadt sein. Vant wiederum ist aus einer Werftarbeiterkolonie entstanden, die sich den Namen der untergegangenen mittelalterlichen Ortschaft beilegte. Die Kasernen befinden sich auf preußischem ostendburgischem Gebiet. Einen Riesenturm nimmt die Kaiserliche Werft ein, auf der schon manches deutsche Kriegsschiff erbaut worden ist.

Wirtschaftlich wird Wilhelmshaven-Küstringen ganz von der Werft und der Marine beherrscht. Es hat keine nennenswerte Industrie und auch kein agrarisches Hinterland. Die Gehälter der Offiziere und Beamten, der Sold der Matrosen und die Löhne der Werftarbeiter sind die Geldquellen der Einwohner. Man kann ohne Ueberreibung sagen, daß die Preußen alles aus dem Schiff geschaffen haben.

Gesundheitlich ist heute gegen Wilhelmshaven-Küstringen nichts mehr einzuwenden. Die Sumpfe sind ausgetrocknet, die Malaria ist erloschen. Die Luft ist rein, aber rein, so daß auch empfindliche Personen sich kaum Erleichterungen zugehen. Die Straßen sind sehr sauber, das Pflaster ist vorzüglich. Nachdem man lange Zeit nicht mehr oder geschmacklos gebaut hatte, werden jetzt viele anspruchsvolle Bauten aufgeführt, die zur Genüge zeigen, daß man auch die künstlerischen Gesichtspunkte nicht außer acht läßt.

Auch seine Naturreize hat der Kriegshafen der Nordsee. Man muß hier das Meer gleichsam ohne Rahmen ansehen. Wie die Stadt ganz Marine, so ist die Umgebung ganz Meer. Die Landschaft tritt dagegen vollständig zurück. Gerade weil sich die See ohne Schmutz gibt, gibt sie sich auch. Doch auch die Landschaft hat einen eigentümlichen Reiz. Das ist der Sonnenuntergang. Diese von der Seeluft geklärte, förmlich piegschöne, satten Farbenpracht ist im Binnenlande nicht zu beobachten.

Aus feldpostbriefen.

Studienfahrten eines Arbeiters durch Belgien.

Nachstehender Feldpostbrief eines Karlsruher Parteigenossen, eines Eisenbahnarbeiters, der von der großen Generaldirektion dem belgischen Eisenbahnbetrieb zugeteilt ist, zeigt, wie unsere Arbeiter, trotz ihrer nicht leichten Tagesarbeit, sich dennoch Zeit zu nehmen wissen, um sich auch in dem fremden Lande gründlich umzusehen, zu lernen und zu beobachten. Der kürzlich von uns gebrachte Brief aus Brüssel stammt von demselben Verfasser.

Brüssel, 15. Januar 1915.

Liebe Frau und Kinder! Heute bin ich endlich in der Lage, Euch wieder einmal etwas über unser Leben zu berichten. Ich habe zurzeit Nachdienst, das heißt, ich habe die Reparaturen an den Lokomotiven, die über Nacht notwendigerweise gemacht werden müssen, vorzunehmen. Das ist keine schöne Sache, aber was notwendig ist, muß nun eben gemacht werden. Der Nachdienst muß um 7 Uhr abends begonnen werden und endet um 6 Uhr morgens. Dann schlafen wir bis um etwa 1 Uhr mittags (etwas schnell), um nach dem Mittagessen noch etwas von den Schönheiten der Stadt Brüssel zu sehen, deren Umgebung zu erkunden. So haben wir am Dienstag dieser Woche mit der Elektrischen hinaus zum „D'Als de Soignes“, ein Park, der gewisse Ähnlichkeit mit dem Karlsruher Schlossgarten hat, nur mit dem Unterschiede, daß durch denselben schon geteerte Straßen führen, für den Autoverkehr usw. Weiter ist gegenwärtig allerdings ein Privileg der Militärs. In dem Park sind sehr schöne Restaurants, u. a. auch eine Insel mit sogen. Schilfdünen. Der Park ist wunderbar schön. Wenn wir nach einem so schön verbrachten Nachmittag abends an die über und über beschmutzten Lokomotiven müssen, so ist das zwar ein großer Gegenatz, doch es wird überbunden, wie schon vieles Unangenehme in diesen schweren Zeiten überbunden wurde.

Nachdem wir Mittwoch abends in der Nacht einen unserer Kollegen und Führer hinaus in das Städtchen Teruere (5000 Einwohner) mit seinem schönen Park und dem Kongomuseum. Das letztere ist eine unter König Leopold II. erbaute Ausstellung und Sammlung aller im belgischen Kongostaate sich aufhaltenden Lebewesen des Menschen und Tierreichs, der Erzeugnisse der Landwirtschaft wie des Bergbaues, Modelle, Waffen, Gefäße der Urbevölkerung, kurz alles, was ein Besucher des Kongostaates dort zu Gesicht bekommen könnte. Ganze Gruppen militärischer, tagelanger oder arbeitender Kongofamilien sind naturgetreu wiedergegeben. Neben einem recht großem ausgehauenen Stamm von 8 Meter Länge 75 Zentimeter Breite und 65 Zentimeter Dicke, der 4500 Kilogramm wiegt und an drei bearbeiteten Stellen die schönste Politur trägt (um zu veranschaulichen, was aus dem Holz zu machen ist) haben wir einen Klumpen Kupfer von der Größe eines Kommissärs; auch ein Stück reines Gold, das dort gegraben wurde, in Größe eines silbernen Fünfmärkstüdes liegt der Mineraliensammlung bei. Ebenso fehlen die Eisenbahn- und Schiffmodelle, die Verkehrseinrichtungen, die die Erzeugnisse jenes Landes in den Händen bringen, nicht. Der ganze Bau innen mit Marmor ausgekleidet, er ist ein Kunstwerk der Architektur. Wenn man die Sachen so anseht, diesen Reichtum, der hier zusammengetragen wurde, so könnte man beinahe ein Freund der Kolonialpolitik werden. Denn was das kleine Belgien gekostet hat, sollte ein großer Nachbar auch machen dürfen.

Vor 14 Tagen kam ich in Begleitung eines Werkführers ins Bergwerkterre von Mons. In der Nähe dieser Stadt fanden die Kämpfe mit den Engländern statt. So ist in dem Dorfe „St. Marthe“, das fast ganz von Bergarbeitern bewohnt wird, die Kirche im Innern der reinste Schuttbaufen. Da ist aber auch gar nichts mehr ganz. Die Engländer hatten in der Kirche Kasernenwerke aufgestellt und so blieb den Deutschen nichts übrig, als die Kirche auszubrennen. Daß dabei der heilige Josef den Kopf verlor und die heilige Jungfrau auch etwas hart mitgenommen wurde, ist nicht unsere Schuld. Der Westarm des Daches, insbesondere der Vordach, gebären einen traurigen Anblick; verestigt sieht man noch an den kleinen Häusern angehängt: „Nichts holen, gute Leute.“ Allenfalls kann man auch die Erfahrung machen, daß die Bewohner der Orte, die direkt den Krieg verspürt haben, den Deutschen zuvorkommender begegnen, als diejenigen, die noch kein Pulver geschmecken haben. In Mons nahm ich in der Werkstatt (Eisamt), in der die dortigen Kollegen verkehren, das Mittagessen ein. Es ist etwas teurer als in Brüssel. Der Wirt hat zwei Kinder, ein Mädchen von circa 8 Jahren und ein Knabe von etwa 11 Jahren. Ein preussischer Kollege, der gut mit Kindern verfährt, hatte

die beiden schon das Lied „Ich hatt' einen Kameraden“ zu deutsch singen gelernt. Sie sangen auch ziemlich schön. Die „Germanisierung“ der Belgier macht also schon riesige Fortschritte.

Als wir von Mons aus die belgisch-französische Grenze passieren wollten, ließ mich der Wachtmeister der Bahnhofsstation in Luchy nicht weiterfahren. Ich schien ihm trotz der Dienstmütze, meinem Militärpaß und Armbinde der große Generaldirektion nicht genügend legitimiert. Alles Auseinanderposaamentieren half nichts, wir mußten zurückbleiben, bis ich von der Linienkommandantur Brüssel eine andere Armbinde hatte. Dann konnten wir später noch Maubeuge fahren. Unsere Mittagstunde benutzten wir dazu, eines der geschlossenen Forts der Festung zu besuchen. Was man dazu sehen bekam, ließ den Hunger vergessen. Man begreift angeht dieser Trümmer, daß da, wo die 42er ihre Bunkerarten abgaben, niemanden mehr etwas dreinzureden hat. Die ganze Fortanlage ist, wo diese furchtbaren Geschosse eingeschlagen haben, ein Chaos von Trümmern, von verdohtenen Ausrichtungsgegenständen usw. Das was bei der Uebergabe noch brauchbar war, wurde sofort von den Siegern fortgeschafft. Unten im Wallgraben lagen noch einige geschlossene Kanonenrohre, schade, daß sie zu schwer waren, ich hätte sonst etwas als Feldpostbrief zum Andenken nach Hause geschickt. Einige Granaten scheinen auch ihren Weg in das Stadlinnere gefunden zu haben. Es sind verschiedene Häuser ausgebrannt. Die Festung ist jetzt von bayerischen Landwehrmännern besetzt, was ich erst wahrnahm, als ich an einer Wirtshaus vorbei ging, an deren Eingang ein Schild das bayerische Bier empfahl.

Bei der Rückfahrt hatte ich das Glück, im Eisenbahngang einige Landleute aus Karlsruhe und Durlach, Kanoniere der 14er von Gottesau, die von der Front zurückkehrten, kennen zu lernen. Daß ich bei Ankunft in Brüssel gleich meine Anrede noch etwas geringen Kenntnis als Fremdenführer verwerten konnte, freute mich sehr. Seit einer Woche wohnen wir jetzt gemeinsam in Häusern, die dem Staatseisenbahnbetrieb gehören. Die Häuser stehen an der rechten Flanke der Bahnhofsanlagen des Nordbahnhofes und sind seit der Besetzung Belgiens leer gestanden. Es herrscht jetzt beinahe das rechte Soldatenleben, wie in Friedenszeiten in der Kaserne. Etwas viel Arbeitstage. Eingerechnet die Weihnachtsfeierstage habe ich jetzt seit sieben Wochen nur drei freie Sonntage oder Feiertage gehabt. Jedermann wird zugeben, daß das etwas wenig ist.

Erwähnen möchte ich noch, daß am Weihnachtsabend für sämtliche Eisenbahnbedienstete in Brüssel, in einem Konzertsaal eine Weihnachtsfeier arrangiert war. Es wurde da gemeinsam gesungen, der Herr Amtsvorstand hielt eine Rede, eine Musikkapelle des hier liegenden Eisenbahnmuseums spielte volkstümliche Weisen und Weihnachtslieder, es gab lebende Bilder zu sehen, ein Theatervorstellung mit schönen sozialen Eindrücken ging in Szene und zuletzt sang auch noch Genosse Felleisen aus Weingarten mit seinem berühmten Paß. Es war im ganzen genommen und in Berücksichtigung der Verhältnisse eine schöne Unterhaltung. Die Brüsseler sollen an jenem Abend eine kleine Revolution geplant haben. Wir hatten dierfür unsere Gewehre und Munition zur Hand. Auch waren die Wachen und Patrouillen in der Stadt sehr verärgert. Es ereignete sich jedoch nichts. Der Grund war jedenfalls wieder die Leichtigkeit der Brüsseler Bewohner. Eine Woche vor Weihnachten raumten sie sich gegenseitig zu, die Engländer würden Weihnachten in Brüssel sein und da könnten sie an den Deutschen ihren Haß fühlen. Es war aber nichts wie schon oft. Die Brüsseler sind eben sehr leichtgläubig. Was in unseren Zeitungen steht, glauben sie nicht; taucht aber irgend ein Gerücht auf, dessen Urheber sie gar nicht kennen, z. B. die Russen seien in Berlin und in Köln u. a., so reisen sie die Hände vor Freude. Und wenn nichts daraus wird und das Gerücht taucht später wieder auf, so glauben sie es eben wieder. Es haben uns schon Belgier, die deutsch sprechen, gefragt, ob wir zu Hause nichts zu arbeiten hätten, weil wir nach Brüssel kommen. Ebenso meinen viele, das deutsche Militär wäre nur in Belgien, weil es von den Russen hierher getrieben worden sei. Das ist zwar unglücklich, aber es stimmt. Man wundert sich dann aber darüber, daß sie das deutsche Papiergeld, von dem wir selber so wenig haben, so bereitwillig annehmen, bereitwilliger als wie zu Beginn des Krieges viele Gefängnisse in Karlsruhe.

Nun will ich schliefen. Für mich braucht Ihr Euch nicht zu sorgen. Wir finden uns schon zu recht. Wenn nur die Sache erst mal an Erde, so werde ich meine Briefe noch mündlich ergänzen. Bis auf weiteres also viele Grüße Euer O....

Kleine Nachrichten.

Armeekamele sind in großer Anzahl den türkischen Expeditionstruppen gegen Mesopotamien zugeteilt, denen sie als Reit-, Transport- und Zugtiere gleich wertvolle Dienste leisten. Auch bei unseren afrikanischen Schutztruppen, besonders in Südwestafrika, haben diese ausdauernden und ausdauernden „Wüstenpferde“ Eingang gefunden, nachdem beim letzten Aufstand der Bantuhottentotten ihr hoher Wert gebührend anerkannt worden ist. Bis heute haben sie sich dort gut gehalten und treulich bewährt. Über 900 Kameltruppen stehen zurzeit bei unseren Schutztruppen in Dienst. Drei Kompanien in Südwest sind vollständig „Kamelreiterei“ geworden, die übrigen Kompanien besitzen eine Anzahl Kamele in der Aufstandszeit in Südwest lieferte noch Hagendeb in Hamburg, und zwar aus Mittelarabien, wo in der Nubien genannten unwirtlichen Hochebene die geschätzten Tiere gezüchtet und weithin exportiert werden. Jetzt wird die Kamelreiterei durch die Schutztruppenkommandos selbst besorgt, gewöhnlich in den Subangebieten; außerdem besteht in Südwest (Amnis) ein Kamelgestüt mit etwa 50 Stuten. Ein gutes Kamel kostet etwa 90 Mk. und ein leichtes, schlankes Reitkamel („Meharis“) 200 bis 300 Mk. Unsere afrikanischen Soldaten haben den Vorteil geringerer Pflege und Futtermittel mit diesen Wüstenpferden. Die Tiere verlangen aber immerhin eine gute Behandlung, die bei ihrem furchtbaren Wesen und auffallend geringen Anhänglichkeit an den Menschen, Übung und Geduld erfordert. Dementsprechend geübt und getränkt, vermag ein Kamel täglich 16 Stunden lang zu traben und dabei bequem eine Entfernung von 140 Kilometern zurückzulegen, und das 3-4 Tage lang ohne Masttag dazwischen. Ein Kamel durchdringt mit einer bis 260 Kilogramm schweren Last in 12 Stunden bis 60 Kilometer. 26 Jahre lang kann ein Kamel bei guter Behandlung dienstfähig ist. Werden die Tiere überhandelt, dann jucken sie sich gelegentlich durch tödliche Bißse zu rächen, was auch schon bei unjenseit „Afrikanern“ vorgekommen ist.